

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1930

4 (4.1.1930) Wissenschaft und Bildung Nr. 1

Die Problematik des Erziehungsgedankens im Strafrecht

Von Professor Dr. phil. et med. Erich Stern

Die Funktion der Erziehung liegt ursprünglich der Rechtsstrafe vollkommen fern. Noch im vorigen Jahrhundert stehen sich vorzugsweise die zwei Straftheorien gegenüber: eine sieht in der Strafe eine Sühne, sie erachtet sie für notwendig, um die gestörte Rechtsordnung wieder herzustellen und einen Ausgleich zu schaffen; die andere betrachtet die Strafe von dem mehr praktischen Gesichtspunkt der Verhütung des Verbrechens, des Schutzes der Gesellschaft: sie soll den Täter aus der menschlichen Gemeinschaft, in die er sich nicht einzufügen verstanden hat, entfernen, zugleich ihm die Strenge des Gesetzes zum Bewußtsein bringen und ihn so künftighin von strafbaren Handlungen abhalten, zugleich aber auch auf andere abschreckend wirken und so dem Verbrechen vorbeugen.

Es zeigte sich indessen, daß die Strafe die Aufgabe der Verhütung der Verbrechen nur sehr unvollkommen erfüllt: weder wirkt die Strafandrohung ganz allgemein, noch bewahrt die vollstreckte Strafe den schon kriminell Gewordenen vor Rückfällen. So mußte die Frage aufkommen, ob nicht mit dem Strafvollzug sich eine Beeinflussung des Gefangenen verbinden lasse, die bessernd auf ihn einwirke. Die verschiedensten Mittel wurden in dieser Richtung versucht, bzw. in diesem Sinne ausgestaltet: die Anstaltsdisziplin, die geregelte Arbeit, Unterricht, religiöse Beeinflussung, Lektüre, progressiver Strafvollzug, Beteiligung der Gefangenen an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten, Konzerte usw.

Aber der Erfolg war nicht gerade ermutigend. Erfahrene Kriminalisten wie Heindl, glaubten daher, die Besserungstheorie ablehnen zu müssen und einer Verwahrung das Wort reden zu sollen. Heute sucht man die beiden Auffassungen zu vereinen, und Besserung auf der einen, Verwahrung für die nicht Besserungsfähigen auf der anderen Seite zu fordern. Dabei fällt nun auf, daß man sich nicht immer die Frage vorgelegt hat, ob eine Besserung überhaupt möglich ist, und von welchen Voraussetzungen sie abhängt.

Das Gesetz verlangt eine Erfüllung der Rechtsnormen, ein legales Verhalten, während es sich nicht um die Gefinnung der Menschen kümmert: der einzelne mag denken, was er will, wenn er nur nicht gegen das Gesetz handelt. Nun besteht aber zweifellos zwischen Gefinnung und Verhalten ein engerer Zusammenhang, als vielfach angenommen wird. Die „illegale“ Gefinnung bedeutet jedenfalls eine ständige Gefahr. Die Behandlung in der Strafanstalt verfolgt aber sehr viel weniger das Ziel, die Gefinnung zu ändern, als das äußere Verhalten des Gefangenen zu bestimmen. Das gelingt ihr in der Mehrzahl der Fälle — so lange der Gefangene in der Anstalt ist. Die Vernunft gebietet ihm, sich hier einer Ordnung zu fügen, der er sich doch nicht entziehen kann; zudem fallen die zahlreichen Reize der Freiheit fort, es fehlen Gelegenheiten, die draußen verführen. Kommt der Gefangene aber wieder in die Freiheit, so beginnt oft genug das alte Leid von neuem: sind die Reize stark genug, sind die Hemmungen gering, kommen Verführung, Alkohol u. a. hinzu, so wird er rückfällig, zumal es für den ehemaligen Sträfling schwer ist, eine Stellung zu finden und sich in der Gesellschaft zu behaupten. Der

Strafvollzug wird daher um das Problem der Gefinnungsänderung in keiner Weise herumkommen, und er wird nur dann Erfolg haben, wenn ihm diese gelingt. In Wahrheit bedeuten „Besserung“ und „Erziehung“ auch immer eine innere Umstellung des Täters, die Frage ist nur, ob eine solche innere Umstellung möglich und durch äußere Einwirkung zu erreichen ist.

Jede Verfehlung ist Symptom, das einer bestimmten seelischen Verfassung entspringt; die Behandlung wird sich also immer auf die seelische Verfassung des Individuums richten müssen. Galtten wir die soziale Anpassung und damit die Befolgung der Rechtsnormen für eine notwendige Aufgabe, die jedem Menschen gestellt ist, so werden wir eine seelische Verfassung als abwegig bezeichnen müssen, wenn sie die soziale Einfügung des Menschen unmöglich macht. Der kriminelle Mensch weicht vor den Forderungen des Lebens zurück, er geht einen „falschen“ Weg, in ihm wirken Motive, die bei anderen Menschen gewiß auch gelegentlich aufsteigen, aber durch Gegeninstanzen gebremst werden, das Triebhafte erweist sich stark, die Fähigkeit zum Verzicht ist gering.

In all diesen Beziehungen erweist sich das kriminelle Verhalten der Neurose verwandt. Auf die allgemeinen Zusammenhänge und auf die theoretischen Grundfragen kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Ich möchte nur betonen, daß wir die Neurose und ihre Entstehung durch die Untersuchungen der letzten Jahrzehnte verhältnismäßig gut kennengelernt haben, und manche der hier gewonnenen Einsichten auf das kriminelle Verhalten übertragen können. Die Theorie Lombrosos vom „geborenen Verbrecher“ ist heute erschüttert, wir wissen um die Macht der Umwelteinflüsse, die einen Menschen zum Verbrecher werden lassen können, wenn die Veranlagung dem irgendwie entgegenkommt. Aber diese allein genügt nicht, ja sie tritt an Bedeutung, in vielen Fällen zum mindesten, hinter dem Milieu zurück.

Die Erforschung der Neurosen hat uns gezeigt, daß die sie bedingenden Erlebnisse weit zurückliegen und oft in der frühesten Kindheit des Individuums gewirkt haben. Es ist eine Tatsache, daß jeder Eindruck nicht nur eine momentane Reaktion auslöst, sondern zugleich die Reaktionsbereitschaft dauernd verändert, einen Niederschlag hinterläßt und so die psychische Konstitution des Menschen umbildet. Jede Handlung hat nicht nur einen äußeren, sichtbaren Erfolg, sondern sie bereitet späteren, in gleicher oder ähnlicher Richtung verlaufenden Handlungen den Boden; diese bedürfen nimmere eines geringeren Anstoßes, sie laufen leichter, reibungsloser ab, es treten weniger psychische Prozesse auf, die Hemmungen werden geringer. Das scheint eben der tiefere Sinn des Satzes zu sein: „Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzuzugend Böses muß gebären“ — eine „böse“ Tat erleichtert die folgende, jede asoziale Handlung muß den Menschen mehr und tiefer in die Asozialität hineintreiben, seinen Charakter zu einem asozialen umbilden, genau wie bei dem Neurotischen bestimmte Eindrücke, Einflüsse, Erlebnisse ihn immer tiefer in die Neurose hineintreiben, und die Bildung des neurotischen Charakters — darunter möchte ich hier zunächst die neurotische Reaktionsbereitschaft verstehen — fördern.

Macht man sich dies aber einmal klar, so wird man verstehen, weshalb die bisher im Strafvollzug angewandten Methoden keinen Erfolg (im Sinne einer Besserung) haben konnten. Der Neurotische kann erstlich nur gebessert werden, wenn es gelingt, seine neurotische Verfassung aufzulösen, die Wirkung der früheren krankmachen-

den Eindrücke, Erlebnisse, Konflikte aufzuheben; der Weg, den die Bildung seines Charakters gegangen ist, muß gleichsam wieder zurückgegangen werden. Erst von dem Punkt aus, an dem die normale Linie gewissermaßen ins Neurotische abgog, kann ein Neuaufbau des Charakters erfolgen. Das gleiche gilt meines Erachtens für den Kriminellen: nur in dem Maße, in dem es gelingt, die Entwicklung seines Charakters rückwärts zu verfolgen und rückgängig zu machen, kann die Bedingung für ein künftiges kriminelles Verhalten aufgehoben werden — nur dann aber kann man von einer Besserung reden.

Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß es sich hier zweifellos um eine außerordentlich schwierige und zeitraubende Aufgabe handelt. Aber die Erfahrungen an Neurotikern haben gezeigt, daß die hier geforderte Auflösung der psychischen Verfassung und ihr Neuaufbau sehr wohl möglich ist; Versuche einer so tiefgreifenden Beeinflussung an Strafgefangenen sind meines Wissens bisher noch nicht unternommen worden, sie allein wären aber meines Erachtens imstande, das Problem der Besserung einer Lösung näherzubringen — jedenfalls darf man nicht von der Unmöglichkeit einer Besserung sprechen, ehe man sie energisch versucht hat. Diese Versuche freilich würden eine ganz andere Einstellung dem Gefangenen gegenüber erfordern, und vor allem Beamte, die ganz anders vorgebildet sind, als die Mehrzahl der Strafvollzugsbeamten es heute ist. Die Wege der Beeinflussung und die mannigfachen sich hier erhebenden Grundfragen können an dieser Stelle nicht erörtert werden — aber die Versuche sollten nicht von denen abgelehnt werden, denen diese Wege und die Grundfragen fremd sind.

Künstliches Gold?

Zur „Entdeckung“ des Goldmachers Laufend

Von Dr. Heinz Wolterck, Leipzig

Der „Goldmacher“ Laufend hat bekanntlich vor kurzem einem Oremium von Sachverständigen seine Methode der Herstellung von künstlichem Gold vorgeführt und dabei angeblich tatsächlich Gold erhalten. Unser wissenschaftlicher Mitarbeiter übersendet uns hierzu die nachstehende Stellungnahme:

Unsere Leser können sich vielleicht noch an die Aufregung erinnern die entstand, als die sensationelle Meldung von der Herstellung künstlichen Goldes durch den Professor Miethe durch die Presse lief. Damals glaubte man — und man war zu diesem Glauben berechtigt — wirklich daß es gelungen sei, den uralten Alchimistentraum vom künstlichen Golde zu verwirklichen. Professor Miethe nahm bekanntlich an, aus Quecksilber Gold hergestellt zu haben, wenn auch nur in minimalen Quantitäten. Dieser Glaube erwies sich später allerdings als irrig — eine Umwandlung der beiden Elemente ineinander war nicht vorgegangen, sondern die aufgefundenen winzigen Goldmengen stammten aus Verunreinigungen. Der Irrtum Professor Miethes, eines allseitig anerkannten Wissenschaftlers von Rang, war übrigens durchaus entschuldbar — der Nachweis, wo die bei solchen Versuchen auftretenden „Verunreinigungen“ herkommen, ist außerordentlich schwierig und kann leicht zu Täuschungen führen.

Handelte es sich bei den genannten Versuchen um ernsthafte wissenschaftliche Arbeiten von anerkannten Fachleuten, die mit dem gesamten Rüstzeug des Wissens der modernen Chemie um diese schwierigen Fragen an ihre Aufgaben herangingen, so liegen die Dinge bei dem „Gold-

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Die Ergebnisse der russischen Laimyrexpedition.

Im vorigen Jahre hat sich eine russische Expedition die Aufgabe gestellt, den nördlichsten Teil des asiatischen Festlandes, die zwischen den beiden Flüssen Jenissei und Chatanga gelegene Laimyrhalbinsel, näher zu erforschen. Das von der Expedition gesammelte, außerordentlich reichliche Material ist nunmehr so weit verarbeitet, daß die ersten Veröffentlichungen erschienen sind. Der Leiter der Expedition, Prof. Tomalschew (Leningrad), gab kürzlich einen ausführlichen Bericht über ihren Verlauf und einen Überblick über die gewonnenen Ergebnisse.

Als geographisch besonders interessant und charakteristisch für die noch sehr wenig fortgeschrittene Erforschung dieser Gegenden kann gelten, daß die Forscher sehr starke Ungenauigkeiten der bisherigen Karten feststellten. Es kamen Abweichungen bis zu 50 Kilometer vor. Der Laimysee, bis zu dem die Expedition vorgebracht ist, erwies sich als etwa dreimal so groß, wie er auf den bisherigen Karten angegeben war, er hat nach den getroffenen Feststellungen eine Fläche von mindestens 7000 Kilometer — halb so groß wie ganz Sachsen — und ist somit eine der bedeutendsten Binnenseen Sibiriens.

Auch die Tier- und Pflanzenwelt wurde, begünstigt durch den im vorigen Jahre außergewöhnlich warmen Sommer, erforscht, wobei sich herausstellte, daß eine ganze Reihe von Arten fortlebt, die man so weit nördlich — 70 bis 75 Grad — nicht mehr erwartete.

Auf der Rückfahrt hatte die Expedition mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen; besonders die zuweilen sehr starke Kälte von 59 Grad wurde als störend empfunden. Es gelang jedoch, alle Ergebnisse in Sicherheit zu bringen und somit einen bedeutenden Schritt in der Erforschung der Arktis zum glücklichen Abschluß zu bringen.

Ein neuer Schlagwetteranzeiger

Die wiederholten schweren Schlagwetterexplosionen in Kohlenbergwerken, die sich in letzter Zeit ereignet haben, und die mehreren Tausend Menschen das Leben kosteten, haben stärker als je den Wunsch nach einem zuverlässigen Warnapparat geweckt, der die Bergleute rechtzeitig auf das Vorhandensein explosiver Gase aufmerksam macht. Die Ursache der Schlagwetterkatastrophen ist ja bekanntlich das Ausströmen von Grubengas (Methan), das durch chemische Zersetzung der Kohle entsteht, und, mit frischer Luft vermischt, eine außerordentliche Explosivkraft besitzt. Erschwerend kommt hinzu, daß Grubengas in der starken Verdünnung, um die es sich hier handelt, vom Menschen weder durch den Geruch, noch durch das Gesicht wahrgenommen werden kann, so daß die Bergleute nicht

selten bis zum letzten Moment vollkommen ahnungslos über die ihnen drohende Gefahr sind.

Die bisher konstruierten Schlagwetteranzeiger litten fast sämtlich daran, daß sie entweder nicht empfindlich genug waren, wodurch ihr Wert natürlich illusorisch wurde, oder aber sie waren so kompliziert, daß sie in der rauhen Praxis des Bergwerkbetriebes binnen kurzem ruiniert wurden. Diese Nachteile vermeidet ein in jüngster Zeit von einer nordamerikanischen Bergwerksvereinigung herausgebrachter Alarmapparat, der, nach den bisherigen Erfahrungen zu schließen, als sehr brauchbar gelten darf.

Der Hauptbestandteil des neuen Instrumentes ist ein dünner Platindraht, der aus einem Akkumulator mit elektrischem Strom gespeist wird, wobei er eine bestimmte Temperatur annimmt. Enthält die den Draht umgebende Luft Grubengas, so steigt die Temperatur des Drahtes, er dehnt sich aus und beeinflusst dadurch einen über eine Skala spielenden Zeiger, der unmittelbar den Methangehalt der Luft in Prozenten angibt. Um zu verhindern, daß der erhitzte Draht etwa seinerseits zu Schlagwetterexplosionen Anlaß gibt, ist er, ähnlich wie die bekannten Davy'schen Sicherheitslampen, mit einem Schutzkorb aus feinnetziger Drahtgaze umgeben. Der ganze Apparat, einschließlich der Batterie, ist so leicht, daß er mühelos von einem Mann überall im Bergwerk hingetragen werden kann. Der Platindraht samt seinem Schutzkorb ist außerdem an der Spitze eines teleskopartig ausziehbaren

macher" Laufend bedeutend anders. Professor Miethe strebte ausschließlich die Lösung eines wissenschaftlichen Problems an, erklärte auch seinerzeit, als er seine Experimente für gelungen halten mußte, von vornherein, daß an eine irgendwie praktische oder finanzielle Auswertung seiner Arbeiten überhaupt nicht zu denken sei. Anders bei Herrn Laufend, dem es offensichtlich sehr darauf ankam, seine angebliche Entdeckung in klingende Münze umzuwandeln, der mit Geldgebern verhandelte usw., also ganz im Stile der Alchimisten des Mittelalters, die es ja bekanntlich oft genug verstanden haben, zwar nicht den „Stein der Weisen“ zu finden, wohl aber trotzdem ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen.

Nun hat bekanntlich vor ein paar Tagen in Gegenwart von Sachverständigen Herr Laufend seine Goldherstellungsexperimente unter strengsten Kontrollmaßnahmen durchgeführt, und wirklich fand sich am Schluß „pures“ Gold vor, wem auch nur in der Größe eines Stecknadelkopfes. Die bisher über diese Sache veröffentlichten Berichte lassen die Frage offen, ob es sich trotz der Kontrollmaßnahmen um einen geschickt angelegten Schwindel handelt, oder ob die Herstellung künstlichen Goldes tatsächlich gelungen ist.

Was ist nun vom Standpunkt der Wissenschaft zu dieser Frage zu sagen? Wir wissen seit den berühmten Experimenten, die Sir Ernest Rutherford vor nunmehr 9 Jahren erstmalig anstellte, daß man tatsächlich unter bestimmten Umständen ein Element in ein anderes umwandeln kann. Der alte Begriff von der Unteilbarkeit der sogenannten chemischen Elemente ist schon längst geschwunden — die moderne Atomtheorie hat uns darüber belehrt, daß die Atome, aus denen alle Materie sich zusammensetzt, ihrerseits eine Art Sonnensystem im Kleinen darstellen, bestehend aus einem positiven Kern und den darum kreisenden Elektronen, d. h. negativen Elektrizitätseinheiten. Ist man nun in der Lage, ungeheure Energien auf das Atom wirken zu lassen, so wird in einem allerdings minimalen Prozentsatz der Fälle der Atomkern zertrümmert, ein Teil fliegt ab, und zwar hat sich gezeigt, daß dieser Teil immer der gleiche ist, nämlich der Kern des Wasserstoffatoms. Damit ist also tatsächlich die Möglichkeit gegeben, ein Element zu einem gewissen Betrage in ein anderes umzuwandeln — bisher ist die Zertrümmerung von Elementen bei etwas mehr als zwei Duzend Stoffen gelungen.

Die dazu notwendige Energie liefert uns vorläufig allerdings nur ein einziger Vorgang, nämlich der sogenannte radioaktive Zerfall gewisser Stoffe, z. B. des Radiums, bei dem durch die freiwillige — vom Menschen völlig unbeeinflussbare — Verwandlung der radioaktiven Stoffe in andere ungeheure Energiemengen in Form von Bewegungsenergie der dabei weggeschleuderten sogenannten Alphateilchen (Alphateilchen sind Kerne von Heliumatomen, die aus dem Kern des zerfallenden radioaktiven Atoms mit großer Gewalt ausgestoßen werden), frei gemacht werden.

So kann man also heute auf diese Weise Elemente durch Atomzertrümmerungen verwandeln, allerdings nur im äußerst kleinen Maßstabe, sozusagen Atom für Atom. Andere Energiequellen sind für diesen Zweck bisher nicht erschlossen worden, alle Versuche in dieser Richtung sind fehlgeschlagen. Das ist auch nicht weiter erstaunlich, schrumpfen doch im Vergleich zu den im Atom wirksamen Kräften alle uns sonst zur Verfügung stehenden Energiemengen zu einem Nichts zusammen.

Die Möglichkeit, daß es eines Tages gelingen könnte, auf dem Wege der Atomzertrümmerung künstliches Gold herzustellen, ist trotz des Fehlschlages der Miethe'schen Versuche durchaus nicht von der Hand zu weisen. Aber ein lohnendes Geschäft wird es dann noch keineswegs werden, dazu sind die Ausbeuten viel zu gering. Außerdem müßte man so viel Energie für diesen Zweck aufwenden, daß dadurch unverhältnismäßig höhere Kosten entstehen würden, als es dem Wert des möglicherweise erzeugten Goldes entspräche. So sehen also die Dinge in wissenschaftlicher Betrachtung aus — dem Leser wird aus dem bisher Gesagten schon klar geworden sein, daß die

Herstellung des künstlichen Goldes denn doch ein wenig schwieriger ist als mit Hilfe der doch recht primitiven Hilfsmittel, die Herrn Laufend bei seinen Versuchen zur Verfügung standen. Wo soll die ungeheure Energie herkommen sein, die zu einer Elementsumwandlung, also etwa des Bleis in Gold, unter allen Umständen nötig sein würde? Es wird in den Berichten von der Anwendung „sehr starker Strahlungen“ gesprochen, von einem „Reisfezustand“ des verwendeten Ausgangsmaterials usw. — alles recht laienhaftes Gerede, aber kein Mittel, einen Vorgang plausibel erscheinen zu lassen, den wir mit allen Hilfsmitteln der Technik unserer Zeit in den größten Laboratorien der Welt noch nicht ausführen können.

Wie und auf welche Weise Herr Laufend sein „künstliches“ Gold hergestellt hat, darüber sind zur Zeit nur Vermutungen möglich. Sehen wir einmal von der Annahme einer bewußten Täuschung der untersuchenden Herren — die natürlich an sich trotz der vorgenommenen Kontrollmaßnahmen durchaus möglich wäre — ab, so bleibt als die zweite und letzte Möglichkeit nur die bestehen, daß Laufend selbst einer Täuschung zum Opfer gefallen ist. So bleibt vor allem die Frage offen, ob es sich wirklich um vollkommen goldreines Blei — das außerordentlich schwer rein herzustellen ist — gehandelt hat, oder ob nicht andere Teile der verwendeten Apparatur winzige Mengen Goldes enthalten haben. So oder so — nach allem, was über diese Angelegenheit bisher bekannt geworden ist, muß man der Behauptung, Laufend habe künstliches Gold hergestellt, mit der allergrößten Skepsis begegnen. Die weitere Entwicklung wird schon noch Licht in diese vorläufig reichlich dunkle Angelegenheit bringen, aber sensationelle Ergebnisse im Hinblick auf die Auffindung des „Steins der Weisen“ dürfen mit Sicherheit als von vornherein ausgeschlossen gelten.

Aussprüche Hans von Bülow's

Zum 100. Geburtstag
des großen Dirigenten am 8. Januar 1930

Das große Kunst niemals nur auf spezieller Begabung beruht, sondern stets auch großes Menschentum zur Voraussetzung hat, tritt in der Gestalt Hans von Bülow's besonders deutlich in Erscheinung. Sein wahrhaft heroischer Charakter, der frei von Eitelkeit und Selbstsucht alle persönlichen Zwecke der großen Idee seines Lebens unterordnete, sein ungewöhnlich scharfer und umfassender Geist, sein humorvoller und schlagender Witz — all diese Eigenschaften offenbaren sich neben seiner genialen Intuition in den prächtigen Aussprüchen, die seine Witwe Marie von Bülow gesammelt und in ihr Buch „Hans von Bülow in Leben und Wort“ (in der Reihe „Musikalische Volksbücher“ bei J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart erschienen) aufgenommen hat. Wir lassen mit Genehmigung des Verlages einige charakteristische Stellen in zwingender Reihenfolge folgen.

Ich kenne nur eines, was Selbsterhebung über unabweisbares Leid, unerklärlichen Verlust verleiht: Unterordnung der Personen unter Ideen. Lebt man für letztere, so ist man gefeit gegen alle Schicksalsschläge.

Bei Gelegenheit der Beurteilung eines mehr nach Originalität Ringenden als damit Begabten äußert sich Bülow: „Was gebräuchlich, ist aus diesem Grunde noch nicht immer verbraucht. Was an einer Stelle in einer bestimmten Verbindung mit Vorangehendem und Folgendem trivial, ja ans Gemeine streift, erscheint, kann unter anderen Bedingungen sich als das Schönheitsgefühl nicht verleidend rechtfertigen. — Der Unterschied des Gewöhnlichen vom Un- und Außergewöhnlichen ist ein immanenter; Hieroglyphen schaffen den Geist so wenig, als die Buchstaben des Alphabets ihn töten. Die Sprache Jupiters hat ihre grammatischen Regeln wie die des Horaz; der Meiz, den sie auf uns ausübt, ist kein willkürliches Erzeugnis; der Prozeß des Gewordenseins liegt klar vor Augen.“

Wie die richtige Formulierung eines Problems schon die halbe Lösung desselben genannt werden kann, so ist die deut-

liche Klarlegung einer schändlichen Situation schon der halbe Weg zur Befreiung daraus.

„Stimmung abwarten“, das ist eigentlich ein Vorurteil; Carpe horam heißt's. Auch Stimmung will aktiv erobert, nicht passiv gewonnen werden. Und aufs Baden, auf die Geschlossenheit der Hirnfinger kommt's lediglich an, daß die Stunde willfährig wird. Freilich die disponierenden Nebenmenschen beengen den prozontierenden so hemmschüfterlich!

Ich habe nur das Recht, Wagner solche Propositionen zu machen, bei denen ein Gewinn für ihn „herauschaut“. Mit dem Deutschtum, das die Toten besingt und besessert, die Lebenden beschimpft und verhungern läßt, habe ich nichts zu tun.

Suchen Sie die Melancholie ein wenig zu beherrschen, statt ihr zu unterliegen! Das Stäbchenlassen in der Sentimentalität (spezifisch deutsches Unwesen) hat sein Gefährliches; die Empfinderei tötet mit der Zeit die wahren Empfindungen.

Zum Sommer 1877 war in Baden-Baden ein Plakat an Bülow's Wohnungstüre angebracht:

Vormittags nicht zu sprechen,
Nachmittags nicht zu Hause.

Aber Ziel: „Lassen Sie doch den ‚Freiherrn‘ fort — ich gebe nur etwas auf die erworbenen Titel, nicht auf die erblichen.“

Man sendet er das Widmungsexemplar einer seiner Kompositionen: „Willst du den Freiherrntitel auf der Fronte nicht ausmerzen? Er geniert mich immer ganz absehbare. Ich denke an unter die vornehmen Dilettanten gezählt werden, bei denen der Baron den Musiker oder umgekehrt zu supplizieren nötig hat.“

Bülow, „Herr Professor“ genannt, ronzelte die Stimm: „Wenn Sie mich gründlich beleidigen wollen, gnädige Frau, so nennen sie mich nur gleich ‚Sopranist‘.“

Den Titel „Generalmusikdirektor“, in den siebziger Jahren noch eine Seltenheit, den Bronzart in Hannover für Bülow erwirkt gewollt, lehnte er kategorisch ab; es läge ihm nur an „sachlicher Befriedigung“.

Es gibt grammatische und rhetorische Agenten; der letztere bezeichnet das Metrum, der letztere den Beginn der Phrase. Im Anfang war der Rhythmus; man kann im Takt spielen und doch nicht rhythmisch, aber nie umgekehrt.

Als eine Bekannte Bülow's fragte, sie hätte leider keinen guten Platz zu seinem Klavierabend bekommen, sie könne seine Hände nicht sehen, antwortete er: „Ach, das schadet nichts, gnädige Frau, ich spiele nicht mit den Händen.“

Aus der hannoverschen Zeit, Ende der siebziger Jahre, stammt Bülow's Abklopfen während einer Opernorchesterprobe und sein mit höflicher Verbeugung gegen die Primadonna vorgebrachtes Ersuchen: „Würden Sie die Güte haben, uns Ihr A anzugeben?“

Friederike Gohmann, der berühmten Schauspielerin, welche sich der besonderen Verehrung und nahen Verkehrs der hannoverschen Königsfamilie in Gmunden zu erfreuen hatte, schrieb Bülow in ihr Album: „Mit den Welsen muß man heulen.“

Als Bülow eine preisgekürzte Oper vor der Aufführung gewaltig gerühmt wurde, antwortete er dem Lobredner: „Merken Sie sich eins, lieber Freund! Je preiser eine Oper gekürzt ist, um so durer fällt sie.“

In Hannover ärgerte er sich öfters über die schlechte Aussprache eines Tenors, der vor allem gewisse Konsonanten unbedeutend wiedergab. Als er in einer Lohengrinprobe abklopfen mußte, um dem Orchester etwas zu verbessern, rief er: „Meins Herren, wir beginnen drei Takte vor der Stelle, wo der Tenor singt: Aus Ruoz und Wolle komme ich her.“

Stodes besetzt, so daß auch unzugängliche Stellen auf etwaige Grubengasansammlungen untersucht werden können. Man hofft, durch Einführung dieses Apparates die Zahl der Schlagwetterkatastrophen in Zukunft wesentlich vermindern zu können.

Vom Farbensinn der Tiere

Das Problem, ob auch wirbellose Tiere Farben zu unterscheiden vermögen, ist eine alte Streitfrage der Zoologie, die zwar durch die Forschungen der letzten Jahre in der Hauptsache als gelöst gelten kann, an die sich jedoch ein ganzer Komplex neuer, zum Teil noch stark unstrittener Probleme anknüpfte. Über die neuesten Versuche auf diesem Gebiete berichtet soeben Prof. von Buddenbrock interessante Einzelheiten.

Nach vor 15 Jahren stand die Wissenschaft auf dem Standpunkt, daß die Wirbellosen nur Helligkeitsunterschiede zu machen imstande sind, aber nicht auf bestimmte Farben reagieren. Diese Annahme gründet sich auf die Tatsache, daß die Versuchstiere zwei verschiedene Farben dann nicht mehr unterscheiden, wenn man sie auf denselben Helligkeitswert brachte. Außerdem erschien diesen Tieren diejenige Stelle des Spektrums am hellsten, die auch farbenblinden Menschen am hellsten erscheint. Der aus diesen Tatsachen gezogene Schluß von der absoluten Farbenblindheit der wirbellosen Tiere hat sich jedoch

durch eine Reihe anderer Versuche als verfehlt herausgestellt. In jüngster Zeit sind wieder Versuche gemacht worden, aus denen, wie aus den oben beschriebenen, die Farbenblindheit der Wirbellosen hervorzugehen scheint. Zur Erklärung dieser Widersprüche weist man von Buddenbrock auf die Tatsache hin, daß auch der sonst farbenblinde Mensch zuweilen farbenblind ist, nämlich insbesondere in der Dämmerung. Die Ursache sucht man in zwei verschiedenen Arten von Rezeptoren in der menschlichen Netzhaut, und es liegt nahe, ähnliche Verhältnisse auch bei den Wirbellosen anzunehmen.

Manche Forscher haben diese Annahme auch schon gemacht, aber zunächst noch rein hypothetisch; es ist jedoch zu hoffen, daß das Problem, an dem zur Zeit mehrere Wissenschaftler arbeiten, in absehbarer Zeit seiner endgültigen Lösung zugeführt wird.

Neue Forschungen über das Rätsel des Taufalls

Man pflegt im Sprachgebrauch meist zu sagen: Der Tau fällt. Die Wissenschaft war bis vor kurzem auch dieser Anschauung beigetreten. Demgegenüber stellten E. C. Free und Fr. Söke die Behauptungen auf, daß der Tau steigt. Die Feuchtigkeit stamme also aus der Erde und setze sich an Körperoberflächen ab. Dr. Z. B. Cohen versuchte, den Streit, der sich darob unter den Gelehrten erhob, zu schlichten und meinte, es sei wohl beides der

Fall. Dagegen protestiert aber in letzter Zeit G. C. Simpson in London energisch. Er sagt: Keines von beiden ist der Fall. Die Luft enthält bekanntlich immer unsichtbar Wasserdampf, und zwar kann warme Luft mehr Wasserdampf aufnehmen, als kalte. In der Nacht geben nun alle Körper ihre Wärme nach außen ab. Solche mit großer Oberfläche, wie es z. B. die Gräser und Blätter sind, strahlen sie besonders aus. Sie werden dadurch selbst immer kälter. Kurz vor Sonnenaufgang erhebt sich aber öfters eine leichte Brise. Kommt nun diese Luft, die meist wärmer als die Erdoberfläche und die Pflanzen ist, an sie heran, so geschieht daselbe, wie wir es beim Betreten eines warmen Zimmers mit einer kalten Brille erleben: Die Körper beschlagen sich mit Feuchtigkeit, weil die sie umgebende Luft sich so sehr abkühlt, daß sie das bis dahin unsichtbar enthaltene Wasser nicht mehr zu tragen vermag und in feinen Tröpfchen absetzt. So entsteht der Tau. Gefriert er nachträglich, so haben wir auf den Straßen eine besonders heimtückische Art des Glatt-eises vor uns. Sind die Körper selbst sehr kalt, so regt sich das Wasser sofort gefroren in Form von Kristallen an: Das ist der allbekannte Reif und Raufreif. Ist dagegen durch besondere Umstände die Luft wärmer, als die Körperoberflächen, so setzt sich der Wasserdampf an die immer vorhandenen feinen Staubteilchen der Luft, und wir haben den Nebel, wie wir ihn gerade jetzt im Oktober und November so oft beobachten können.